

Jan Schnellenbach

Was Volkswirte David Hume verdanken

Die Universität von Edinburgh wirft ihrem großen Philosophen nun "Rassismus" vor. Hume wird das nicht gerecht. Der Pionier empirischer Wirtschaftsforschung machte Vorschläge, um die Lage der Ärmere zu verbessern. Brandaktuell klingen seine Warnungen über die Risiken der Staatsverschuldung.

David Hume, im Jahr 1711 in Edinburgh geboren und 1776 am selben Ort gestorben, gilt als einer der einflussreichsten Autoren in der Geschichte der Philosophie, mit einer Nachwirkung bis in moderne Debatten hinein. Dies betrifft zum Beispiel die Erkenntnistheorie, in der von Humes Argument zur Unmöglichkeit, durch empirische Beobachtung sicheres Wissen zu erlangen, ein Weg zu Karl Poppers Wissenschaftstheorie führt und zu den Diskussionen, die sich daran anschlossen.

Humes Werk enthält auch nachwirkende psychologische Elemente. So verteidigte er die Annahme, dass der Mensch mit einem freien Willen ausgestattet ist. Gerade deshalb sah er ihn in der moralischen Verantwortung für seine Handlungen. Gleichzeitig stellte Hume aber auch psychologische Überlegungen darüber an, wie der Charakter einer Person gebildet wird. Hier sah er vor allem zufällige Einflüsse am Werk, die der Kontrolle der Individuen entzogen sind, diese aber prägen.

In der politischen Philosophie stellte Hume sich sowohl gegen die damals vorherrschenden liberalen Theorien des Gesellschaftsvertrages als auch gegen konservative Legitimierungen staatlicher Macht als Teil göttlicher Ordnung. Stattdessen schlug er eine evolutorische Staatstheorie vor, in der staatliche Macht ein Mechanismus zur Lösung konkreter Probleme ist, den die Bürgerinnen und Bürger aus reiner Gewohnheit akzeptieren, solange er hinreichend gut funktioniert.

Die Aufzählung wichtiger, bis heute nachwirkender Beiträge Humes könnte noch lange fortgesetzt werden. Hier soll es aber nun vor allem um seinen Einfluss auf das ökonomische Denken gehen. Dafür gibt es zwei aktuelle Anlässe. Der weniger erfreuliche ist, dass im September die University of Edinburgh ihren David Hume Tower umbenannte, weil Hume rassistische Positionen vertreten habe. Der erfreulichere Anlass ist dagegen, dass kürzlich ein Buch von Margaret Schabas und Carl Wennerlind erschienen ist (*A Philosopher's Economist. Hume and the Rise of Capitalism*, University of Chicago Press, 2020), welches das Wirken Humes als Ökonom ausführlich darstellt.

In den folgenden Abschnitten soll es hier vor allem um drei Aspekte dieses Wirkens gehen: Humes Einfluss auf die Volkswirtschaftslehre als individualistische Sozialwissenschaft, auf die Ökonomik als stark empirisch ausgerichtete Wissenschaft und auf eine an institutionellen Rahmenbedingungen interessierte Ordnungsökonomik.

Humes unvollständiger Individualismus

Für Ökonomen ist es heute normal, gesamtwirtschaftliche Phänomene individualistisch zu erklären, also Makrophänomene durch Aggregation von mikroökonomischen Entscheidungen zu erklären. Dies ist keinesfalls selbstverständlich oder alternativlos. So kommt beispielsweise die Klassische Volkswirtschaftslehre weitgehend ohne Analyse individueller Entscheidungen aus. Auch Hume selbst argumentiert in seiner angewandten Wirtschaftstheorie meist nicht individualistisch, sondern greift immer wieder auch auf rein mechanistische Erklärungen von Zusammenhängen zwischen Makrovariablen zurück, oder argumentiert, wie Schabas und Wennerlind zeigen, mit Eigenschaften

von Gruppen. Aber er hat doch einige Fährten gelegt, an denen später vor allem die Neoklassik mit ihrem individualistischen Ansatz neu anknüpfen konnte.

In seinem Essay über die Handelsbilanz schreibt Hume beispielsweise beiläufig, dass eine "moral attraction, arising from the interests and passions of men" als Erklärungsansatz für internationale Ströme von Geld und Waren dienen kann. Es wird also, wenn auch nur rudimentär, eine mikroökonomische Herangehensweise vorgeschlagen. Auch hat Hume stellenweise bereits mit dem Konzept des Grenznutzens argumentiert, ohne jedoch eine ausgearbeitete Grenznutzentheorie zu haben, etwa wenn er darauf hinweist, dass ein zusätzliches Einkommen von einem Shilling für einen armen Haushalt viel wertvoller ist als für einen Wohlhabenden.

In seiner Treatise on Human Nature behauptet Hume, dass wir soziale Phänomene leichter verstehen können als naturwissenschaftliche Phänomene, da wir in der Lage sind, durch Selbstbeobachtung etwas über die typischen Motive von Menschen in sozialen Interaktionen herauszufinden. Auch hier geht es um ein individualistisches Forschungsprogramm, das herausfinden soll, wieso und in welcher Weise Menschen sich entscheiden, Gesellschaft zu suchen und miteinander zu interagieren. Gleichzeitig aber erwartet Hume, dass die durch Innenschau gefundenen Motive verallgemeinerbar sind, weil wir alle aus ähnlichen Gründen handeln.

Dies gilt auch für nicht streng eigennütziges Handeln. Wie der Ökonom Adam Smith, mit dem er eng befreundet war und den er stark beeinflusste, betont Hume die Fähigkeit des Menschen zum Mitfühlen und sein Interesse am Wohlergehen seiner Mitmenschen. Solche grundsätzlichen Überlegungen finden dann durchaus ihren Niederschlag in konkreten wirtschaftspolitischen Empfehlungen Humes, wie Schabas und Wennerlind zeigen. Wurde etwa lange Zeit angenommen, dass erst Adam Smith von der zuvor dominierenden, aus heutiger Sicht inhumanen Theorie abrückte, nach der die ärmeren Schichten der Bevölkerung nur aufgrund ihrer Armut überhaupt einen Anreiz zur Arbeit hätten, so zeigt sich inzwischen, dass Smith hier vermutlich von Hume beeinflusst wurde, der Lohnerhöhungen für ärmere Arbeiter ebenfalls ausdrücklich als Fortschritt begrüßte.

Hume hielt langfristiges Wirtschaftswachstum aber nicht nur als Mechanismus zur Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten für sinnvoll. Er sah dessen Zweck vielmehr auch in einer zunehmenden Verfeinerung einer breiter werdenden Mittelklasse. Mit dem Wohlstand sollte, so Hume, auch das Interesse an Kunst und Literatur wachsen und letztlich ein Übergang erfolgen von Vorlieben für profanen, materiellen Konsum hin zu Präferenzen für intellektuelle Konsumgüter. Spätestens hier entfernt sich Hume einige Schritte vom normativen Individualismus und erklärt stattdessen seine eigenen Präferenzen zum allgemeinen Ideal - er sollte nicht der letzte Ökonom sein, dem dies passiert.

Hume und die empirische Ökonomik

Seine erkenntnistheoretischen Ausgangsannahmen führten Hume dazu, die Ökonomik als empirische Wissenschaft zu verstehen. Der amerikanische Ökonometriker Kevin D. Hoover hält Humes Skeptizismus bezüglich der Möglichkeit, empirische Kausalzusammenhänge sicher zu identifizieren, sogar für einen der Ursprünge moderner Ökonometrie. Denn Hume war zwar der Überzeugung, dass man sichere Erkenntnis kausaler Zusammenhänge nie induktiv aus den Daten gewinnen kann. Dennoch sah er aber die wichtigste Möglichkeit, überhaupt Anhaltspunkte für Kausalzusammenhänge zu finden, darin, das gemeinsame Auftreten eines Effekts und einer möglichen, zeitlich vorgelagerten Ursache immer wieder in Daten zu identifizieren.

Ökonomik musste für Hume eine empirische Wissenschaft sein. Eine rein theoretische, lediglich mit formaler Logik arbeitende Ökonomik versprach ihm keinen Erkenntnisgewinn. Diesem Prinzip folgt Hume in den Political Discourses, die sein ökonomisches Hauptwerk darstellen. Zwar standen ihm

natürlich noch keine modernen quantitativen Methoden zur Verfügung, aber dennoch sind seine Argumente fast durchgehend empirisch motiviert. Dies gilt nicht nur für seine Argumente zu den Vorteilen internationalen Handels, die er stets mit historischen Beispielen untermauert, sondern auch für zahlreiche andere wirtschaftspolitische Fragen.

Sollte die Geldpolitik Preisstabilität in Form einer Inflationsrate von null oder in Form einer geringen, positiven Inflationsrate anstreben? Auch eine solche Frage lässt sich nur unter Rückgriff auf empirisches Wissen beantworten. Hume verfolgt in seinem Essay Of Money präzise, wie zu seiner Zeit eine Erhöhung der Geldmenge zu einem neuen allgemeinen Gleichgewicht führte: Nach Investitionen und Beschäftigungsaufbau der Unternehmen setzt sich demnach zunächst ein Nachfrageanstieg von einem Sektor in den anderen fort, und erst dann steigt das allgemeine Lohnniveau. Dies führte Hume dazu, in einer langsamen, stetigen Erhöhung der Geldmenge und damit einhergehenden kleinen, positiven Inflationsraten einen Mechanismus zu sehen, der reales Wachstum fördert.

Auch wenn Hume hier einen Spezialfall beschreibt, der unter anderem einen Ausgangszustand ohne Vollbeschäftigung voraussetzt, so ist doch seine Vorgehensweise interessant. Es werden nicht einfach zwei Gleichgewichte verglichen, sondern es werden unter Verwendung historischer Daten Vermutungen über Anpassungen im Ungleichgewicht formuliert. Anlass für diese Überlegungen wiederum war die Beobachtung, dass beispielsweise in Frankreich eine Verschlechterung der Währung zu verzögerten, unterproportionalen und auch sektoral sehr ungleichen Veränderungen des Preisniveaus führte.

Hume wird von Schabas und Wennerlind als ein außergewöhnlich eifriger Sammler von Daten beschrieben. Er sah diese zwar oft mit einer gewissen Skepsis und hinterfragte die Zuverlässigkeit seiner Quellen. Die Fülle der ihm zur Verfügung stehenden Daten ermöglichte es ihm aber immer wieder, neue Muster zu erkennen und mit diesen auch neue empirische Puzzles, die er dann zum Anlass nahm, um theoretische Erklärungen zu entwickeln.

Dies gilt nicht zuletzt auch für seine Erklärung des Zinsniveaus. Hier beobachtete Hume, dass das Zinsniveau in Europa nicht wie erwartet sank, nachdem große Mengen von Gold und Silber aus den amerikanischen Kolonien nach Europa geflossen waren und so die Geldmenge ansteigen ließen. Diese Beobachtung ließ Hume eine Neutralität der Geldmenge im Hinblick auf das Zinsniveau vermuten. Aber welche Faktoren bestimmen dann die Zinsen? Langfristig, so Hume, wird es sinken, da das Kapitalangebot mit fortschreitendem Wirtschaftswachstum und immer größer werdenden Vermögen wächst und gleichzeitig, so glaubte er, die Rendite auf das in Unternehmen eingesetzte Kapital mit langfristigem Wachstum sinken muss. Humes Argumente in seinem Essay Of Interest können als Vorläufer moderner Erklärungen für langfristig sinkende Zinssätze gelesen werden, die etwa auf Ersparnisüberschüsse rekurren.

Hume als Ordnungsökonom

Ähnlich wie andere Denker der Schottischen Aufklärung sah auch Hume die Notwendigkeit für Institutionen, die das eigeninteressierte Handeln der Individuen in gesellschaftlich akzeptable Bahnen lenken. Das Ziel sah er darin, das Glück der Menschen (happiness of mankind) zu fördern, ohne dieses exakt zu definieren. In jedem Fall sah er aber den stetigen Anstieg des materiellen Wohlstands als eine Komponente dieses Glücks.

Private Eigentumsrechte sind ein Beispiel für eine Institution, die für Hume zweifellos eine Voraussetzung für wirtschaftliche Entwicklung sind, die aber gleichzeitig auch nichtmaterielle Komponenten der happiness of mankind unterstützt. Dazu gehören für ihn zum Beispiel Autonomie und die Entwicklung eines bürgerlichen Selbstvertrauens. Hume war sich also durchaus der Tatsache bewusst, dass gute Institutionen nicht nur einem Ziel dienen. Auch Märkte mit freier Preisbildung sind

für Hume Institutionen, die nicht nur der effizienten Koordination individueller Pläne dienen, sondern zugleich auch helfen, Kooperation zu lernen und bürgerliche Tugenden auszubilden.

Interessant ist, dass Hume auch in seiner Analyse des Ordnungsrahmens von Märkten schon empirisch vorging. In seiner *History of England* dokumentiert er beispielsweise negative Effekte von Preiskontrollen auf Getreide, welche die unerwünschte Konsequenz von Hungersnöten hatten. Insoweit kann man argumentieren, dass Hume im Hinblick auf die Wahl des Ordnungsrahmens nicht ideologisch oder dogmatisch argumentierte, sondern empirisch analysierte, wie Institutionen funktionieren.

Es gab aber auch eine andere Seite: Wenn es beispielsweise um Gesetze ging, die den Strukturwandel von der Landwirtschaft zur Industrie beschleunigen sollten, dann hatten diese die Unterstützung Humes, obwohl sie den bisher von der Landwirtschaft abhängigen Haushalten sehr hohe Anpassungskosten bis hin zu absoluter Armut aufbürdeten. Hier tritt, wie auch schon bei seiner Erwartung einer langfristigen Veränderung von Präferenzen bei anhaltendem Wirtschaftswachstum, ein paternalistischer Hume auf, der seine eigenen Werturteile zum Maß aller Dinge macht.

Seine oben schon kurz erwähnte Ablehnung vertragstheoretischer Argumente führt dazu, dass Hume nicht wie die moderne Ordnungsökonomik explizit fragen kann, welche Regeln für die Individuen allgemein zustimmungsfähig sein könnten. Er ging vielmehr schlicht davon aus, dass ein institutioneller Rahmen durchgesetzt werden muss, der langfristiges Wirtschaftswachstum fördert, weil damit auch die *happiness of mankind* insgesamt gefördert wird.

Trotz seiner nicht konsequent individualistischen Perspektive auf Ordnungsprobleme hat Hume Fragen diskutiert, die heute noch aktuell sind. So trat er beispielsweise für eine enge Kontrolle der öffentlichen Verschuldung ein, denn er sah, dass politische Entscheidungsträger in jeder Generation einen starken Anreiz haben, sich Zugriff auf die Steuereinnahmen zukünftiger Generationen zu verschaffen. Er geht aber in einer modern wirkenden politisch-ökonomischen Analyse noch weiter.

So argumentiert Hume, dass das Instrument der öffentlichen Verschuldung es erleichtert, die Aktivität des Staates in der Gegenwart insgesamt auszudehnen, wie auch seine Fähigkeit, Sonderinteressen zu bedienen. Damit beansprucht der Staat Zugriff auf Ressourcen - Hume dachte insbesondere an Arbeitskraft -, die im Privatsektor sinnvoller eingesetzt werden könnten. Und Hume kritisierte auch, dass die Zinserträge von Staatsanleihen es vor allem wohlhabenden Haushalten ermöglichen, ein sorgloses Leben zu führen, wo sie sonst vielleicht gezwungen wären, einen gewissen Unternehmergeist zu entwickeln.

Damit ist für Hume auch das Argument nicht stichhaltig, dass öffentliche Verschuldung unproblematisch sei, weil wir, wie später der amerikanische Ökonom Abba Lerner argumentierte, als Gesellschaft bei uns selbst verschuldet seien. Zwar könnte man auch in späteren Generationen ein intragenerationales Verteilungsproblem lösen, indem man die Inhaber von Staatsanleihen besteuert, so dass die Finanzierung von Zinszahlungen nicht ein Verteilungsproblem zwischen Generationen, sondern eines innerhalb von Generationen darstellt. Hume kritisiert aber, dass wir diese Möglichkeit bei einer starken Verschuldung im Ausland schon nicht mehr haben. Und vor allem sieht er hier auch nicht das Kernproblem öffentlicher Verschuldung, sondern vielmehr in den neu geschaffenen Anreizen, schon in der Gegenwart Ressourcen nicht effizient einzusetzen.

Hume betonte also problematische Effizienz- und auch Verteilungseffekte einer Staatstätigkeit, die nicht durch den Steuerwiderstand der aktuellen Bürgerinnen und Bürger begrenzt ist, sondern durch öffentliche Verschuldung einen Weg um diesen Widerstand herum findet. Er nimmt hier insoweit eine moderne, politisch-ökonomische Analyse vor, als er im Staat keinen fiktiven, wohlwollenden Akteur

sieht, sondern das Handeln eigennützig orientierter politischer Repräsentanten untersucht, das durch kluge Regeln eingehegt werden muss.

Damit will Hume nicht unterstellen, dass jeder einzelne Politiker kein Interesse am Gemeinwohl hat. Aber er ist überzeugt, dass bei der Gestaltung von Verfassungsregeln ein Vorsichtsprinzip zu beachten ist. Regeln, so argumentiert er, sollen so gestaltet werden, dass sie auch die unfähigsten und egoistischsten Politiker daran hindern, großen Schaden anzurichten. Es geht also um Vorsicht, nicht um ein prinzipiell pessimistisches Menschenbild. Auch in diesem Punkt ähnelt Humes Ansatz modernen Theorien wie der Verfassungsökonomik James Buchanans schon stark.

Hume als moderner Denker

Humes Analysen erscheinen also in vielerlei Hinsicht modernem ökonomischem Denken nahe. Seine stark empirische Arbeitsweise spielt in dieser Hinsicht eine große Rolle, sein Skeptizismus im Hinblick auf die Möglichkeit sicherer Erkenntnis ebenso. Aber auch sein Anspruch, dass wirtschaftliche Entwicklung der Verbesserung der Situation breiter Bevölkerungsschichten dienen soll, lässt Hume modern erscheinen.

Natürlich war er dennoch ein Kind seiner Zeit, und so kann es keine Überraschung sein, dass sich in seinem Werk auch einzelne Textpassagen finden, die aus heutiger Sicht empörend sind. Ob eine Fußnote, in der von einer Überlegenheit weißer Menschen schwadroniert wird, aber tatsächlich das Werk eines bedeutenden Aufklärers so weit kontaminiert, dass Universitätsgebäude nicht mehr nach ihm benannt werden sollten, erscheint fraglich.

Der Autor:

Jan Schnellenbach ist Professor für Volkswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Mikroökonomie an der Brandenburgischen Technischen Universität in Cottbus.

Schnellenbach, geboren 1973 in Solingen, ist ein engagierter Verteidiger einer liberalen Wettbewerbsordnung. Fast täglich wirft er sich auch auf Twitter in die Debatte, um - mit Fakten bewaffnet - für die Vorzüge offener Märkte zu streiten und staatliche Bevormundung anzuprangern.

hig.

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.